

Thomas Alkemeyer

Der Sport, eine Zivilreligion?

Liebe Gemeinde,

Ante coronam, es ist gefühlt eine halbe Ewigkeit her, da pilgerten die Fußballfans noch in Scharen in ihre Kathedralen und tanzten dort um ihre goldenen Kälber, die Fußballgötter. In Deutschland begann die massenmediale Karriere dieser Spezies 1954 mit Toni Turek. Einer ihrer international prominentesten Vertreter, der kleine große Diego Maradona, nahm sich im Weltmeisterschafts-Spiel der Argentinier gegen die Engländer 1986 in Mexiko sogar die Freiheit, ein Tor zwar ein bisschen auch mit dem eigenen Kopf, in der Hauptsache jedoch mit „der Hand Gottes“ zu erzielen. Er fühlte sich dem Allmächtigen besonders nahe.

Heiliger als die Kapellen, über die manch ein Fußballstadion verfügt, ist den meisten Fans der Rasen ihrer Pilgerstätten. Als es noch möglich war, ihn nach wichtigen Spielen zu „stürmen“, gehörte es zum Brauchtum einiger Aficionados, ein Stück des heiligen Bodens herauszureißen und als Reliquie mitzunehmen. Der heiligste aller Fußballrasen befand sich im alten, längst abgerissenen, in der kollektiven Erinnerung jedoch fortlebenden Wembley-Stadion in London. Für den – unterdessen ob ungeklärter Millionenzahlungen im Zusammenhang des „Sommermärchens“ von 2006 allerdings doch weitgehend entzauberten – Fußballgott Franz Beckenbauer war Wembley sogar das Mekka des Sports. Mit ihren Ritualen und Chören, ihren Wechselgesängen und Choreografien wirken stets auch die Fans daran mit, dem Fußballgeschehen eine liturgische Note zu verleihen. In der Alten Försterei, beim 1. FC Union Berlin, trifft man sich alljährlich sogar zum Weihnachtssingen und liest das Weihnachtsevangelium nach Lukas.

Auf dieses Gottesdienstähnliche des Fußballsports haben Philosophen, Soziologen und Theologen wiederholt aufmerksam gemacht.¹ Sie entdecken religiöse Züge nicht nur in seinen Symbolen, Gesten und Ritualen, sondern auch in seinen inneren Werten: im kollektiven Erleben von Gemeinschaft und in der Erfahrung von Lebendigkeit, Sinn und Identität. Freilich vergessen sie dabei mitunter, dass sich die Gemeinden des Sports längst nicht immer allen Menschen öffnen. Es ist noch nicht gar so lange her, da bestand gerade die Fußballgemeinde nahezu ausschließlich aus Männern. Bis heute beruht der emotionale Zusammenhalt beileibe nicht aller, aber doch einiger Fußballfans auf der Abgrenzung von Anderen, von den Fans anderer Clubs, aber auch von Menschen anderer Hautfarbe, Herkunft, sexueller Orientierung und Religion. Und es muss wohl auch darauf hingewiesen werden, dass der Zauber des großen Spektakel-Sports nicht nur, aber doch auch auf den Mechanismen kapitalistischer Ökonomie beruht: Die Fußballgötter haben ihren Preis; Fußball-Stadien werden als enge „Hysterieschüsseln“ (der Stadionarchitekt Volkwin Marg) gebaut, um die Emotionen anzuheizen; und die visuellen Massenmedien wirken mit Großaufnahmen, Zeitlupen, schnellen Schnitten und quietschenden Moderator:innen auch deshalb als Affektgeneratoren, weil sich das Sportgeschehen so besser vermarkten lässt. Der Publikumssport verbindet die Rationalität des Ökonomischen mit den Leidenschaften des Körpers.

Dass einige Beobachter aus Wissenschaft und Theologie mitunter allzu fasziniert auf das Fußballgeschehen blicken, hat sicher auch damit zu tun, dass sie selbst Männer und Liebhaber dieses Sports sind. Ich kann das übrigens gut verstehen. Viele andere Sportarten tauchen in ihren Betrachtungen – wenn überhaupt – nur am Rande auf, obwohl es auch an ihnen Religiöses oder, vorsichtiger, Quasi-Religiöses zu entdecken gäbe: den Kult des gestaltbaren Körpers im Fitnesssport; die Transzendenzerfahrungen von Langstreckenläufer:innen, Skateboardern oder Traceuren, jenen Helden

¹ <https://www.deutschlandfunkkultur.de/fussball-fast-schon-eine-religion-gott-hat-seinen-fuss-im-100.html>

des Parkour, die alle Hindernisse des städtischen Raumes artistisch überwinden. Seit der Hochzeit des *New Age* in den 1970er Jahren florieren in den Milieus eher gut betuchter Mittelschichten zudem zahlreiche Körpertechniken – Yoga, Meditation, Atemübungen, schamanische Energiearbeit – in denen das erschöpfte Selbst der Moderne seinen eigentlichen, inneren Kern wiederzufinden trachtet und nach Spiritualität sucht. Diese Körpertechniken versprechen, das wahre Selbst aus den Zwängen der technisch-rationalen Zivilisation zu befreien.

Die Idee, dass die Erfahrung des Religiösen an die Praktiken des Körpers gebunden ist, ist aber keineswegs neu. Schon der christliche Philosoph Blaise Pascal formulierte im 17. Jahrhundert: „Knie nieder, bewege die Lippen zum Gebet, und Du wirst glauben“. Während wir heutzutage – nach der Erfindung des autonomen Subjekts in der Aufklärung – davon ausgehen, dass man sich zum Gebet hinkniet, um seinem Glauben Ausdruck zu verleihen, sah es Pascal noch genau umgekehrt. Der Glaube war für ihn nicht Ursache, sondern Effekt einer bestimmten Praxis. Auch wenn man dieser Auffassung nicht folgt, zeigt Pascal doch auf, wie eng Glaube und Leib aufeinander verwiesen sind. Glaube ist ein „Zustand des Leibes“, so auch der französische Soziologe Pierre Bourdieu.

Diese Einsicht war auch leitend für die Idee eines anderen Franzosen, Pierre de Coubertin, die Olympischen Spiele neu zu erfinden. Die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit wurden dann erstmals 1896 in Athen ausgetragen und finden seither im Vier-Jahres-Rhythmus statt. Seit Athen ist die Entstehungsgeschichte des modernen Sports auf engste mit dem Namen Coubertins verbunden. Für ihn waren die Olympischen Spiele indes nur das glänzende Werbemittel für ein umfassendes sozialpädagogisches Projekt gesellschaftlicher Erneuerung: nämlich der feierliche Ausdruck einer neuen Religion des Sports, einer „*religio athletae*“. Wie führende Soziologen seiner Zeit, Emile Durkheim beispielsweise, so sah auch Coubertin den Zusammenhalt der modernen Gesellschaft durch Klassengegensätze,

egoistische Einzelinteressen und ein Schwinden des Kollektivbewusstseins bedroht. Seine olympische Religion des Sports sollte diesen Missstand heilen. So schrieb er 1918: „Es gibt nur einen Kult, der heute eine dauerhafte Bindung der Staatsbürger untereinander bewirken kann, das ist der, der um die sportlichen Übungen der Jugend [...] entstehen wird“. Denn dieser Kult sei nicht realitätsfern und abgehoben, sondern stamme aus dem Leben selbst.

Tatsächlich verkörpert der olympische Sport zentrale Leitideen des modernen Lebens geradezu bilderbuchmäßig: die Idee eines Körpers, der sich optimieren lässt; das Leitbild einer weltumspannenden Konkurrenz; das Ideal eines Ichs, das sich im fairen Wettbewerb mit den besten Gegnern aus aller Welt beweist; und ein schier grenzenloses Streben nach Rekorden. Die Olympischen Spiele bilden so gesehen eine Bühne, auf der die moderne Gesellschaft ein ideales Bild ihrer selbst aufführt und zur Schau stellt. Sie gestatten es vielen Menschen, gleichzeitig an bedeutsamen Grundmustern ihres sozialen Lebens teilzuhaben und sich so ihrer Gemeinsamkeit zu versichern. Im Zeitalter der Massenmedien reicht diese Erlebnisgemeinschaft sogar weit über die Stadiongrenzen hinaus: das Fernsehen und die digitalen Medien arrangieren eine „Fernanwesenheit“, in der die Zuschauer vermittels von Nahaufnahmen laufender, springender und schwitzender Körper virtuell sogar noch näher ans Geschehen heranrücken als das Publikum im Stadion selbst. Aus gutem Grund lässt sich der olympische Sport deshalb als eine Zivilreligion bezeichnen, steht dieser Begriff doch für jene Momente einer Kultur, über die sich ein Gemeinwesen seiner Leitwerte und Identität versichert.

Aber ist er damit auch schon eine Religion oder auch nur eine *Ersatzreligion*? Oder ist er nicht allenfalls ein *Religionsersatz*, wie der ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, meinte, weil dem Sport der persönliche Gottesbezug und die „gemeinsame Gottesverehrung“ fehlten.

Ich möchte sagen: Die Antwort auf diese Frage hängt vom Religionsverständnis und von der eingenommenen Perspektive ab. Als Theologe begründet Huber seine Auffassung von der *Substanz* her. Ihn interessiert das Wesen der Religion. Coubertin und etliche Interpret:innen aus Soziologie und Philosophie argumentieren hingegen *funktional*. In einer funktionalen Perspektive lautet die Frage nicht: Was *ist* Religion? Sondern: Was *leistet* Religion? Sie versteht Religion demnach als Antwort auf ein Problem. Und dieses Problem heißt: mangelnder gesellschaftlicher Zusammenhalt, Sinnverlust, das Fehlen einer geistigen Heimat – transzendente Obdachlosigkeit.

Eine ähnlich funktionale Perspektive auf Religion hat interessanterweise auch die ehemalige Landesbischöfin und Ratsvorsitzende der EKD, Margot Käßmann, in einem Streitgespräch mit dem Philosophen Michael Schmidt Salomon eingenommen, das vor Kurzem in der Wochenzeitschrift „Der Freitag“ veröffentlicht wurde. Die aktuelle Spaltung der Gesellschaft zeige, so Käßmann, wie nötig diese Gesellschaft ein „Gewebe“ habe, das sie zusammenhält. Und dieses Gewebe schaffe der Gottesdienst, wo man zusammenkomme, um in gemeinsamer Praxis Gemeinschaft zu erleben. Kein Livestream könne dies ersetzen. Eben deshalb sei es enorm wichtig, so Käßmann weiter, die Türen der Gotteshäuser auch unter Pandemie-Bedingungen offen zu halten.

Allerdings wirft diese funktionale Sicht die prompt auch von ihrem Diskussionspartner gestellte Frage auf, was den Gottesdienst dann überhaupt von anderen Kulturveranstaltungen wie Theateraufführungen, Konzerten oder Sportereignissen unterscheide, denn hier werde doch ebenfalls das Gemeinschaftserleben angeregt. Käßmanns Antwort: Eine wirklich religiöse Sinnggebung benötige die Transzendenz, die Verbindung mit einem Wesen im Außen der Gesellschaft. Und genau dieses Moment fehle anderen kulturellen Institutionen wie auch allen Zivil- und politischen Religionen. Denn deren „Götter“ entstammten der realen Welt selbst – der Immanenz.

Für den Sport, zumal den olympischen Leistungssport, trifft dies unbedingt zu: Er verhimmelt Prinzipien, die der Wirklichkeit der modernen Gesellschaften des globalen Nordens entnommen sind; und er inszeniert diese partikularen Prinzipien als universale Werte. Man kann darin durchaus eine kulturelle Form des Eurozentrismus sehen.

Anders als für politische Regime, die sportliche Großereignisse unter Missachtung nicht nur der Umwelt, sondern auch der Menschenrechte zur Selbstinszenierung nutzen, scheinen die Götzen des olympischen Leistungssports, sein Bekenntnis zum Schneller-Höher-Stärker (citius – altius – fortius), in den Bevölkerungen einiger Länder in jüngerer Zeit allerdings an Strahlkraft zu verlieren. Das mag schlecht für dieses Sportmodell sein, gibt doch aber auch Anlass zur Hoffnung. Denn ist es nicht genau die Überbietungs- und Wachstumslogik der Moderne, die auch die großen Krisen unserer Zeit bedingt: die Ökokrise, die Demokratiekrise, die Migrationskrise, die Psychokrise. Diese Logik bedroht mit der Erde und dem Leben das, was man auch Schöpfung nennen kann. Dieser Bedrohung zu begegnen, setzt globale Anstrengungen, Weltoffenheit und somit den Verzicht auf identitäre Abgrenzungen voraus.

Dies gilt übrigens auch für alle Religionen.

Amen.